

Ivana Jeissing

Unsichtbar

Roman

EDITION
TANDEM

„Wenn du ganz unten bist, bist du auf dem Weg nach oben“, lese ich auf einem Plakat, das im Schau-
fenster des alten Odeon-Kinos hängt, und überlege,
wie tief ganz unten ist und ob der verdächtig kurze
Satz zu einem Film gehört, der die Antwort kennt oder
mich nur verführen soll. Um mich dann allein zu las-
sen. Mit meinen Erwartungen.

Unter dem Satz steht ein junger Mann in einem Feld
und blickt mir angestrengt ins Gesicht. Der Wind hat
sein braunes Haar zerzaust und zerrt an seinem dun-
kelblauen Anzug. Bläst durch die schmal geschnittenen
Hosen und die elegant taillierte Jacke. Ich überlege,
ob ich jemals einen Mann mit Anzug in einem Feld
gesehen habe, und frage mich, warum er in seiner
rechten Hand einen kleinen Lederkoffer trägt, während
die andere pfeilgerade nach oben zeigt.

Lederkoffer üben seit meiner Kindheit eine seltsame
Faszination auf mich aus, und die Tatsache, dass die
darin verborgenen Utensilien so wichtig sind, dass sie
zu ständigen Begleitern werden, nährte schon früh
meine unerfüllte Sehnsucht nach Bedeutsamkeit.

Daran hat sich auch fast dreißig Jahre später nichts
geändert. Ich sehe einen Koffer und denke nicht an eine
romantische Reise mit Peter in die Karibik, sondern an
den aussichtslosen Kampf gegen den ausgebeulten

kalbsledernen Arztkoffer meiner Eltern! Im Gegensatz zu mir befand der sich nämlich immer in ihrer Nähe und wurde von ihnen so oft in den Arm genommen, dass er an einigen Stellen ganz schwarz und speckig war. Ich dagegen hatte keine einzige speckige und schwarze Stelle an meinem Körper, und unter meiner Haut verbargen sich auch keine wichtigen medizinischen Instrumente, die dazu dienten, das Innere des Menschen zu erkunden. Für mich war das Innere meines acht Jahre alten Körpers genauso geheimnisvoll wie der entlegenste Stern des Himmels und der Koffer meines Vaters ein beneidetes Wunder. Ein Geheimnisträger. Der Urkoffer aller Koffer. Koffer Adam sozusagen.

Und es dauerte viele Jahre, bis ich einen Koffer traf, der Adam das Wasser reichen konnte. Er hatte ein Zahlenschloss und eine Handschelle am Tragegriff, an der mein späterer Ehemann Peter hing.

Peter und George, so nannte ich seinen ledernen Weggefährten, waren genauso unzertrennlich wie meine Eltern und Adam. Doch dieses Mal siegte ich, obwohl George sehr oft zwischen uns lag und auch mit auf Hochzeitsreise kam. Oder um es mit den Worten einer verstorbenen Prinzessin zu sagen:

„In our marriage there were always three of us!“ Natürlich war George auch anwesend, als ich Peter, der wieder einmal Sonntagvormittag in seinem Büro zu tun gehabt hatte, nachmittags im Hyde Park traf.

„Wir werden nach Berlin ziehen!“ begrüßte er mich mit leuchtenden Augen. „Stell dir vor, sie wollen, dass ich die Rechtsanwaltskanzlei Taylor, Barnett and Frame in Berlin aufbaue! Ich! Dr. Peter Frame! Freust

du dich?!“ sagte er und strahlte mit dem auf Hochglanz polierten George um die Wette.

Ich bohrte mit meinem Regenschirm ein Loch in den Hyde Park, habe Peters obersten Dufflecoat-Knopf angelächelt und „Natürlich freue ich mich“ gesagt, während ich „Warum sollte ich mich darüber freuen?“ gedacht habe. Wir waren kaum ein halbes Jahr verheiratet, und ich hatte mich gerade an mein neues Leben gewöhnt. Hatte gerade unser kleines Haus umgebaut und eingerichtet, und vor ein paar Wochen war es mir gelungen, meinen ersten Design-Auftrag an Land zu ziehen. Warum sollte ich ausgerechnet jetzt nach Berlin gehen? „Komm! Das müssen wir feiern!“ fand Peter, und dann gingen wir in den Pub. Tranken Bier. Und aßen Fish 'n' Chips.

Er hatte unsere gemeinsame Zukunft bis ins kleinste Detail geplant und auf einen Bierdeckel skizziert, und bevor er ein zweites Bier bestellte, legte er seine Hand auf meine Schulter und stellte erleichtert fest, dass ich als Kreative ja so gut wie überall arbeiten konnte, und verteilte mehrere Bierdeckel auf dem Tisch, ganz euphorisch, so eine praktische Frau zu haben.

Ich beschloss, Peter nicht zu erzählen, dass ich seit Wochen vergeblich auf eine zündende Idee wartete.

„Beautyface“ war eine Weltneuheit, die in einem Jahr den Beauty-Markt revolutionieren sollte, und schon in einer Woche war mein „Beautyface“-Verpackungs-Präsentationstermin.

„Unsere Maske unterscheidet sich von herkömmlichen Schönheitsmasken dadurch, dass man, schon während man die Maske trägt, schöner wird. Theoretisch könnte Frau die ‚Beautyface-Maske‘ immer tragen“, hatte der

Erfinder von „Beautyface“ bei unserem ersten Gespräch gesagt, und der Produkt-Assistent ergänzte zynisch lächelnd, dass es vermutlich besser wäre, manche Frauen würden gar nicht mehr ohne ihr „Beautyface“-Maskengesicht aus dem Haus gehen. Dann erinnerten sie sich an meine Anwesenheit und beteuerten, dass ich davon natürlich ausgenommen sei. Ich würde auch so ganz passabel aussehen und müsste die Maske nur ganz selten und nur ganz kurz tragen. Ja. Und dann durfte ich gehen.

Ich machte mich sofort an die Arbeit und stieß während einer Internet-Recherche, die eine kreative Übersprunghandlung in Gang setzen sollte, auf Kihachiro Onitsuka, der in den 50ern die ersten Basketballschuhe mit Saugnäpfen erfunden hatte. Die Idee dazu kam ihm, als er den Tintenfisch-Gurkensalat seiner Mutter aß. Genial! Das war's! So würde auch ich zu meiner „Beautyface-Idee“ kommen.

Aber irgendwie ließ der gewünschte Erfolg auf sich warten, und abgemagert und total gestresst sah ich mittlerweile in jedem Essen ein Gesicht. Auch die Fish 'n' Chips, die vor mir auf einem roten Teller lagen, hatten eines. Einfach widerlich. Diese Augen aus Kartoffelscheiben! Und die verdrehte Nase aus Fisch! Von dem Ketchup-Mund ganz zu schweigen.

„Geht ganz gut voran“, sagte ich und nahm einen großen Schluck Guinness. „Na siehst du“, lobte mich Peter und hob mit seinem Zeigefinger mein Kinn so in die Höhe, dass ich in seine Augen sehen musste. „Ich wusste immer, dass du die Beste bist!“

An diesem Abend hatten wir den ersten Streit unserer kurzen Ehe, und das perfekte Bild, das Peter bis dahin

von mir gehabt hatte, bekam den ersten Riss.

Es war auch wirklich zu naiv von mir zu glauben, dass der richtige Zeitpunkt für ein Gespräch über meine Zukunft vor dem Einschlafen sein könnte. Als ich Peter im Dunkeln gestand, dass ich nicht sicher sei, ob ich nach Berlin gehen möchte, sprang er wie von der Tarantel gebissen aus dem Bett und schrie, ob ich von allen guten Geistern verlassen wäre. Und dass er das alles doch überhaupt nur für mich mache. Und dass ich, wie im Übrigen alle Frauen, undankbar sei. Dann rannte er versehentlich gegen die Kommode und verließ humpelnd und nicht ohne noch einmal zu betonen, wie sehr er sich in mir getäuscht habe, unser Schlafzimmer.

Peter verbrachte die Nacht auf dem Sofa, und noch bevor ich aufgestanden war, verschwand er still und leise, um vom Flughafen London-Heathrow mit der Sieben-Uhr-Maschine nach Berlin Tegel zu fliegen. Nicht einmal das vollautomatische „See you Friday“ kam über seine Lippen, als er mit George das Haus verließ.

Drei Tage später stand ich ohne Idee, dafür aber schweißgebadet vor dem „Beautyface“-Management und war meinen Job schneller los, als mein Gesicht Zeit hatte, sich entsprechend zu verändern. Kleinlaut und wie in Trance landete ich danach irgendwie in Joey's Pub, und während ich das erste gesichtslose Steak seit Wochen in mich hineinstopfte, gab ich eine Annonce im Immobilienteil der *Times* auf.

Schon wenige Wochen später gehörte unser Häuschen einer Familie mit zwei kleinen Kindern und einem fetten Meerschwein, und als Peter mich am Flughafen

Berlin-Tegel in die Arme nahm, sagte er: „Darling, vergiss London! Hier warten die wirklich wichtigen Herausforderungen auf uns! Ich hab dir eine Bulette mitgebracht!“

Worauf wartet der junge Mann in diesem riesigen grünen Meer aus Gras, das so groß ist, dass es den Horizont berührt?

Ich werde es nicht erfahren, denn zwei Gründe sprechen gegen diesen Film:

a) der alberne kurze Satz

b) Das ganze Plakat macht mich misstrauisch, weil es mich nicht nur an Koffer, sondern auch an meine Zeit in England und die nie enden wollenden Sonntagsspaziergänge meiner Eltern erinnert.

Je länger ich es ansehe, umso schwerer werden meine Beine. Bleischwer. Viel zu schwer für die Asphaltdecke unter mir, und ich habe das Gefühl, gleich einzubrechen und zu verschwinden. Nur mein Kopf ist noch zu sehen. Wie peinlich! Der alles lähmende Wahnsinn meiner Eltern, die querfeldein laufen. Ich hinterher. 1.497 Schritte. 1.498 Schritte. 1.499 Schritte. Tot umfallen wäre eine Lösung. 1.500 Schritte. Einfach verschwinden. Sinnlos. Ziellos. Und kein Ende.

Während meine Freundinnen sich im Kino oder im Schwimmbad treffen. Im Jugendclub tanzen und sich verlieben. Ihre ersten Zigaretten rauchen. Geküsst werden. Sex haben. Laufe ich durch Wiesen, Felder und Gestrüpp und frage mich, warum.

Warum muss ich, Jane Terry, einziges Kind von Simon und Anna Terry, all diese sinnlosen Schritte tun, die mich am Ende des Tages doch nur wieder dorthin

bringen, wo ich am Anfang des Tages losgegangen bin?

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum ausgerechnet diese beiden Menschen sich getroffen haben, um sich zu verlieben und mich bei einem ihrer Liebesakte zu produzieren. Und es ist ganz einfach, bei diesem Gedanken den Verstand zu verlieren, wenn ich überlege, wie viele andere Möglichkeiten es gegeben hätte. Meine Eltern trafen sich im letzten Semester ihres Medizinstudiums bei einem von ihrer Universität organisierten Wandermarathon mit dem Arbeitsthema „Der Nasenflügel unter Einfluss extremer Schrittfolgen“ und waren von diesem Tag an unzertrennlich. Nach dem Studium heirateten sie, kauften sich in einem Londoner Vorort ein kleines Haus und eröffneten eine Praxis für kranke Häse, Nasen und Ohren.

Und dann kam ich. Überraschend, weil einen Monat zu früh, rutschte ich an einem späten Montagnachmittag im Mai einfach aus dem Bauch meiner Mutter und, wie es Sturzgeburten so an sich haben, fiel ich ins Leere und knallte auf den frisch gebohnerten Lino-leumboden der keimfreien Arztpraxis meiner Eltern. Meine Mutter war gerade damit beschäftigt gewesen, dem alten Mr. Cox, der unter einem quälenden Tinnitus litt, zu erklären, wie man durch das Zuhalten beider Nasenlöcher einen Druckausgleich im Ohr erreichen konnte, als sie das kurze, heftige Ziehen einer winzigen Austreibungswehe verspürte und gerade noch zu Boden gehen konnte, bevor ich das Licht der Welt oder besser gesagt das grelle Neonlicht der Praxis meiner Eltern erblickte.

Mr. Cox begriff im ersten Moment gar nicht, dass das Zu-Boden-Gehen meiner Mutter nichts mit seinem Tinnitus zu tun hatte, und war von dem dargebotenen körperlichen Einsatz höchst beeindruckt, als er mich klein und verschmiert auf dem Boden entdeckte.

„Dr. Terry! Was machen Sie da unten?“ fragte er und trat einen Schritt zurück.

„Das sehen Sie doch, Mr. Cox! Ich bekomme ein Kind!“ antwortete meine Mutter mit gepresster Stimme, während sie mich mit einer Hand an beiden Beinen hochhielt und mir mit der anderen einen Klaps auf den Po gab, um auf diese durchaus umstrittene Art und Weise den ersten Schrei meines Lebens und meine Atmung in Gang zu setzen.

„Was kann ich tun?“ fragte Mr. Cox, während er einen Schritt zur Tür machte, denn seine Frage war rein rhetorischer Art. Eigentlich wollte er „Ich muss jetzt sofort gehen!“ sagen. Er hatte mit seinem Tinnitus schon genug Ärger und dachte gar nicht daran, sich auch noch mit meiner Geburt auseinanderzusetzen.

„Die Nabelschnur! ... Durchtrennen!“ keuchte meine Mutter und zeigte auf die Glasvitrine, in der ein Skalpell lag.

„Durchkämmen ...?“ stammelte Mr. Cox und schloss seine Augen, denn das, was er sah, überstieg bei weitem das für einen kinderlosen Junggesellen erträgliche Maß. Er spürte, wie Tränen der Verzweiflung in ihm hochstiegen, denn zusätzlich zu seinem Tinnitus war er auch noch schwerhörig, und er schämte sich und kam sich so unendlich blöd vor, weil er keinen Kamm hatte und auch nicht wusste, wozu man Babys gleich nach der Geburt kämmen musste.

Das Tinnitus-Geräusch in seinem Kopf wurde immer lauter und pfiff und dröhnte wie ein Schnellzug, der durch einen Tunnel rast, und der leichte Schwindel wurde ein mächtiges Drehen und zwang den alten Mann auf die Knie. Durch seine dicken Brillengläser starrte er auf mich kleines, brüllendes, verschmiertes Wesen, das immer noch mit dem Kopf nach unten am ausgestreckten Arm seiner Mutter hing, und als er die Nabelschnur entdeckte, die unter dem orangekarierten Kleid meiner Mutter hervorkam und wie ein Springseil zwischen uns baumelte, hatte Mr. Cox zum allerersten Mal in seinem Leben das Verlangen, sofort sterben zu wollen.

Mit zitternder Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn, nahm die Brille von der Nase und beteuerte, während er die Brillengläser mit einem Hemdzipfel zu säubern versuchte: „Ich habe keinen Kamm, Ms. Terry.“ Und nach einem verlegenen Räuspern: „Sie sehen doch selbst, ich habe so gut wie keine Haare auf dem Kopf. Wozu sollte ich einen Kamm besitzen?“

„Sie sollen die Nabelschnur durchtrennen! Das Skalpell!“ ächzte meine Mutter.

Sie hatte für einen kurzen Augenblick die Beherrschung verloren, besann sich aber, als sie Mr. Cox' panischen Blick sah, und erklärte so beiläufig sie konnte, dass das Durchtrennen einer Nabelschnur etwas ganz Alltägliches sei. Etwas, das jeder einmal tun sollte!

„Kommen Sie! Das ist nicht schwer!“ sagte sie mit samtweicher Stimme und zwinkerte Mr. Cox mit fest aufeinandergepressten Lippen zu. Dann schenkte sie ihm ein gequältes Lächeln, schloss die Augen, atmete tief und versuchte sich zu entspannen, während mich

der arme Mann zitternd und unter Tränen von meiner Mutter trennte.

Wenige Minuten später war der Spuk vorüber, und während ich auf der orangekarierten Wollhaut meiner Mutter lag, kotzte Mr. Cox in seinem hellgrauen Tweedanzug, den er nur zu besonderen Anlässen trug, in den Papierkorb unter dem Schreibtisch.

Mein Vater, der bei meiner Niederkunft unbedingt dabei sein wollte, nannte mein verfrühtes Erscheinen eine Katastrophe, denn während er völlig ahnungslos den Rasen vor unserem kleinen Haus mähte, fand sein wichtigstes wissenschaftliches Forschungsprojekt ohne ihn statt.

Seit Monaten hatte er sich penibel vorbereitet, einen Hebammenkurs absolviert und einen schalldichten Geburtsraum eingerichtet, der auch mein Kinderzimmer werden sollte, denn meine Geburt hatte nicht nur den profanen Zweck, mich auf diese Welt zu bringen, sondern sollte vor allem den wissenschaftlichen Durchbruch meines Vaters beschleunigen.

Mit einer Filmkamera und einem von ihm speziell entwickelten Tonbandgerät wollte er meine Geburtsschreimimik und meinen Geburtsschrei dokumentieren. So hätte sein eigenes Fleisch und Blut zum Beweis beigetragen, dass Knaben mehr „Oa“ und Mädchen mehr „Oe“ schreien, und widerlegt, dass der Geburtsschrei bei allen Kindern bei einer Tonhöhe von etwa 400 bis 450 Hertz liegt, diese sei nämlich vom Geburtsumfeld abhängig.

Wäre ich planmäßig zur Welt gekommen, wäre mein Vater zu seinem wissenschaftlichen Durchbruch gekommen. Und es ist meine Schuld, dass ihn keine

Karriere, sondern eine gewaltige Depression ansprang und in eine tiefe Lebens- und Schaffenskrise stürzte, die ihn viele Jahre später zu keinem Nobelpreisträger, dafür aber zu einem Alkoholiker machte.

Auch meiner Hebamme Mr. Cox habe ich kein Glück gebracht. Er erholte sich nie von dem traumatischen Erlebnis meiner Sturzgeburt, da dieses bei ihm einen chronischen Gehörsturz auslöste, der Tag und Nacht sein linkes Ohr klingeln ließ, was ein entspanntes Verhältnis zwischen uns so gut wie unmöglich machte. Männer wie mein Vater sollten keine Kinder machen, und Frauen wie meine Mutter sollten keine Kinder kriegen. Sie sollten arbeiten und erfolgreich sein.

Ich sah meine Mutter so gut wie nie, da sie pausenlos damit beschäftigt war, meinen Vater zu trösten und zu beeindrucken, denn für sie gab es nichts Schöneres als ihre gemeinsame Leidenschaft, in entzündete, verstopfte und triefende Hälse, Nasen und Ohren zu sehen. Natürlich musste sie darauf achten, nicht aus seinem Schatten zu treten, denn das hätte die harmonischen Lichtverhältnisse ihrer Ehe durcheinandergebracht. Ein Kunststück. Meine Mutter. Eine Weltmeisterin im Schattentauchen. Wie zwei perfekt ineinandergreifende Zahnräder hielten meine Eltern ihr HNO-Universum in Gang, in dem ich nur dann eine Rolle spielte, wenn ich ein Hals-, Nasen- oder Ohrenproblem hatte. Ist es da ein Wunder, dass das erste Gefühl, an das ich mich erinnern kann, das Gefühl war, unsichtbar zu sein? Gleich gefolgt von dem Gefühl, unwichtig zu sein. Ich sehnte mich nach der einfachen Frage „Wie geht es dir?“, denn diese Frage wäre der Beweis dafür gewesen, dass für meine Eltern

die Möglichkeit bestand, dass mir etwas fehlen könnte. Und das wäre der Beweis für mich gewesen, dass ich für sie existierte. Aber meine Eltern dachten gar nicht daran, mir diese Frage, die ausschließlich für ihre Patienten bestimmt war, zu stellen. Und sie dachten auch nicht daran, mir beim Erwachsenwerden zu helfen. Dafür gab es Olga.

Ein paar Jahre lang glaubte ich, dass Olga meine eigentliche Mutter sei, während ich meine Mutter für eine Zweitmutter hielt. Eine Sicherheits- und Ersatzmutter für eventuelle Ausfälle der Erstmutter. Das machte doch Sinn. Wozu hatte man sonst zwei Mütter? Olga war ausgebildete Elektroingenieurin und kam aus Petersburg. Schwarzes Haar. Schwarze Knopfaugen. Klein und rund mit dickem Busen. Sie kochte, putzte, holte mich vom Kindergarten und später von der Schule ab, brachte mich ins Bett und sang mich mit ihrem unerschöpflichen Repertoire an traurigen Wolgaliedern in den Schlaf. Und obwohl es meine Zweitmutter verboten hatte, sprach sie russisch mit mir.

Olga war im Umgang mit Kindern völlig ungeeignet, aber sie spielte ihre Rolle so geschickt, dass meine Eltern dachten, in ihr ein loyales, zuverlässiges Kindermädchen gefunden zu haben, dem sie ihre kleine Tochter Tag und Nacht anvertrauen konnten. Sie hatten keine Ahnung!

Meine Erstmutter hieß eigentlich Swetlana, manchmal aber auch Julia oder Cora. Sie hatte gleich mehrere heimliche Verlobte, die sich abwechselnd und ohne voneinander zu wissen in ihrem Dachzimmer aufhielten. Und jedem erzählte sie eine andere Version ihrer und meiner Existenz.

Ich war ihr Kind oder ihre kleine Schwester oder ein Findelkind, und manchmal war ich auch ich. Hieß dann aber nicht Jane, sondern Dunja.

Ich war Verbündete. Und zuverlässiges Alibi. Und ich schwieg, denn Olga hatte gedroht, mich sonst wie ein kleines Kätzchen zu ertränken.

Ist es da nicht verwunderlich, dass ich schon sehr früh zutiefst verunsichert war und mir große Sorgen machte, denn die Art und Weise, wie meine drei Eltern mit mir umgingen, zeigte, dass sie von keinem art-erhaltenden Instinkt geleitet wurden, sondern offensichtlich unberechenbar und irr waren.

In den dunklen Jahren meiner Pubertät träumte ich davon, nach London abzuhausen, um in einer Bar als Sängerin und nebenhöhlenverstopfte Kettenraucherin zu arbeiten, und Olga versprach, mir bei meiner Flucht zu helfen, denn ihr Onkel Wanja, der eigentlich Sergej hieß, arbeitete in London als Türsteher einer Piano-Bar und verfügte in der Szene über hervorragende Kontakte.

Sie versprach mir hoch und heilig und bei ihrer russischen Seele, mich niemals zu verraten, und ich hatte keine Ahnung, dass „niemals“ für Olga und ihre russische Seele unter ungünstigen Bedingungen auch „jederzeit“ bedeuten konnte, denn nur ein paar Stunden später opferte sie mich und meinen Traum für einen Schwarzen Peter.

Meine Eltern saßen, in HNO-Fachliteratur vertieft, vor dem Kamin, während Olga und ich Karten spielten, und soweit die hormonelle Struktur meiner Pubertät es zuließ, war ich bestens gelaunt und spürte sogar einen zaghaften Glücksmoment, denn meine Chancen,

endlich einmal eine Partie Schwarzer Peter gegen Olga zu gewinnen, waren hervorragend. Triumphierend und nichts von ihrem perfiden Ablenkungsmanöver ahnend, blickte ich in ihre kleinen wütenden Knopfaugen, die wie Zündholzköpfe jede Sekunde in Flammen stehen konnten, als sie plötzlich von meinem geheimen Fluchtplan erzählte.

Meine Mutter, eine kleine drahtige Frau, die ihre Haare zu einer seltsam verwickelten Schlange hochgesteckt hatte und eine unübersehbare Vorliebe für karierte Kleider und festes Schuhwerk besaß, sah mich ungläubig durch ihre dicken Brillengläser an, und wie immer, wenn sie einen Satz mit „Ich denke ...“ beginnen wollte, wurde sie sofort von meinem Vater unterbrochen:

„Jane“, sagte er in einem Ton, in dem man Geistes-
kranke beruhigt, „welche Band will eine zwölfjährige
Sängerin in der Pubertät? Deine Stimmbänder sind
doch noch gar nicht in der Lage, einen echten Ton
hervorzubringen. Und im Übrigen haben Freiheit und
Abenteuer nichts mit Entfernung zu tun. Sie finden
entweder in dir statt. Oder gar nicht.“

Dann lächelte er hygienisch wie Dr. Best auf der Zahn-
pastatube und widmete sich, ohne mich eines weiteren
Blickes zu würdigen, wieder seinem Lieblingsbuch:
„The Electronic Nose“.

Olga triumphierte und strahlte mich breit grinsend an,
denn ihr war es währenddessen gelungen, den
Schwarzen Peter einzutauschen, und während meine
Mutter ihr zur gewonnenen Partie gratulierte und
mein Vater sich ein Gläschen Sherry einschenkte, löste
ich mich auf und verschwand, ohne dass es irgend-
jemanden interessiert hätte.

Olga war ab sofort nicht mehr meine Erstmutter, und meine anderen beiden Eltern hatten mir zwar das Leben geschenkt, da sie aber nicht im Entferntesten daran dachten, mir eine Gebrauchsanweisung dafür zu geben, waren sie genauso sinnlos wie Olga.

Wie ich schon erwähnt hatte, waren meine Eltern fanatische Spaziergänger. Querfeldeingänger. Und während ich in einen immer größer werdenden Abstand geriet und versuchte, sie nicht aus den Augen zu verlieren, sprachen sie im Gleichschritt über ihre Patienten, die Krankheiten ihrer Patienten und die Medikamente, die sie ihren Patienten verschrieben. Wenn sie nicht über ihre Patienten und deren Krankheiten sprachen, sprachen sie über den Geschmacks- und Geruchssinn im ethnologischen Diskurs, ontogenetische Aspekte der olfaktorischen Mustererkennung oder ihre Kognitions- und Diskriminationsleistungen. Ab und zu blieben sie stehen, weil sie etwas in ihrem Gespräch an mich erinnerte hatte, und warteten auf mich. Ich kann nicht sagen, was schlimmer für mich war. Ihr Gehen oder ihr Warten. Ich hatte so oder so ein elendes Gefühl. Und wenn ich dann endlich neben ihnen stand, taten sie, als wäre ich von einem anderen Stern, und stellten mir so irrsinnige Fragen wie zum Beispiel:

„Siehst du das, Jane? Was könnte das sein?“

„Ein Strauch ...?“, antwortete ich zögernd und nach einer kurzen Pause des Nachdenkens, denn die Frage irritierte mich, war es doch unverkennbar ein Strauch, der da in der Landschaft stand.

„Ja! Ein Strauch, Jane! Aber was für ein Strauch?“ wollte mein Vater wissen. Ich hatte keine Ahnung, was

da für ein Strauch vor mir stand, und zuckte mit den Schultern. „Ein Haselnussstrauch?“ versuchte ich es noch einmal, um irgendetwas zu sagen und diesem Strauchverhör zu entkommen.

„Nein, Jane! Das ist ein Strauch in deiner Nase!“ rief mein Vater entzückt und klatschte vor Begeisterung in die Hände, und meine Mutter nickte zustimmend und sah aus wie einer dieser Hunde, die im Wagenfond unaufhörlich mit dem Kopf wackeln. „Stell dir vor, dass an jeder Riechzelle in deiner Nase ein Büschel aus feinen Sinneshärchen wächst ... Und dieses Gestrüpp reicht in deine Nasenschleimhaut hinein Und-sieht-so-aus-Jane! So sieht es aus! In deiner Nase!“

Und dann schwieg er und sah zufrieden auf das Gebüsch, und meine Mutter blickte stolz und nahm seine Hand, und ich ließ meine Eltern vor ihrem Nasengebüsch stehen und tat mir leid. Warum musste ausgerechnet ich solche Eltern haben? Warum konnten sich meine Eltern nicht über ihr neues Auto, das Fernsehprogramm oder meine schlechten Schulnoten unterhalten? Warum nörgelten sie nie an mir herum? Warum bemerkten sie nicht, dass ich im Dezember bei Minusgraden nur ein T-Shirt trug? Warum war ich ihnen so egal?!

Ich ging zwischen den Wiesen, Feldern und dem Gestrüpp der Sonntagsspaziergänge verloren. Verlor mich zwischen dem hygienischen Dr.-Best-Grinsen meines Vaters, dem Schattentauchen meiner Mutter und all den anderen unzähligen Sinnlosigkeiten des Alltags.

In dieser Zeit zeichnete ich mich als eine in der Luft schwebende riesige schwarze Nase mit zwei Ohren.

Ich, Jane Terry, die schwarze schwebende Nase, lebte in einem schicken Reihenhäuschen, in dem alles vermieden wurde, was die Schleimhäute reizen könnte, und wartete darauf, erwachsen zu werden.